



Discours de Cédric Wermuth,
co-président du PS Suisse et conseiller national (AG)

Seules les paroles prononcées font foi.

« L'Europe ne se fera pas d'un coup, ni dans une construction d'ensemble : elle se fera par des réalisations concrètes, créant d'abord une solidarité de fait », disait Robert Schuman il y a 71 ans dans son célèbre discours, posant ainsi le premier jalon de la Communauté européenne du charbon et de l'acier, précurseur historique de l'Union européenne que nous connaissons aujourd'hui. Les deux piliers centraux du projet européen — hormis l'union en matière de sécurité avec l'OTAN — ont été formulés par les résistants italiens, dès 1941, dans le Manifeste de Ventotene. Premièrement, il s'agissait de garantir l'unité et la paix grâce à l'antifascisme, et deuxièmement, de construire l'État-providence européen. La Communauté du charbon et de l'acier n'a pas exactement entraîné la nationalisation des industries clés, comme cela était envisagé, mais elle a sans aucun doute atteint l'objectif de limiter l'extension rapide du nationalisme et du fascisme au travers d'une plus grande coopération. La réforme souhaitée de la société a partiellement abouti, notamment dans la mesure où de larges couches de la population ont pu partager les richesses, grâce au partenariat social, à une politique industrielle active et à l'expansion des États-providence. Le philosophe Peter Sloterdijk a qualifié ce consensus européen de « démocratie sociale objective ».

Mais nous connaissons, malheureusement, toutes et tous la deuxième partie de l'histoire. Tout comme le reste du monde, l'Europe n'a pas été épargnée par les chocs profonds, les crises mondiales et la fin des institutions de Bretton Woods dans les années 1970. Malheureusement, les élites européennes n'ont pas choisi de surmonter la crise par une plus grande justice sociale, bien au contraire. En 1975, la Commission trilatérale, un groupe de réflexion d'obédience libérale, a publié son rapport, résumant très bien le nouvel esprit du temps néolibéral : l'Europe, comme les États-Unis et le Japon, souffrirait d'un excès de démocratie et de justice sociale. La droite ne parvient pas à tout détruire, loin s'en faut. Mais la vague de néolibéralisme antidémocratique frappe aussi de plein fouet l'Union européenne, au plus tard après la chute du rideau de fer. La volonté d'imposer une politique économique dans l'intérêt des plus riches et de la soustraire de plus en plus à la prise de décision démocratique caractérise désormais, et malheureusement, de nombreuses institutions de

l'UE et leurs États membres : le traité de Maastricht bâillonne la politique budgétaire. L'application jusqu'au-boutiste à la liberté du capital d'un droit fondamental absurde, l'affaiblissement des syndicats, la monnaie unique sans transfert social compensatoire et d'autres réformes mettent de plus en plus en concurrence les sociétés européennes et transforment les républiques en véritables États compétitifs. Sans surprise, cela ne renforce en rien l'unité de l'Union, mais libère au contraire des forces que l'on croyait vaincues et dont l'objectif n'est rien moins que la division de l'Europe. Le triste point culminant de cette désintégration est la gestion désolante de la crise économique après 2008, le coup d'État contre la démocratie en Grèce par la troïka du FMI, de la Commission européenne et de la Banque centrale européenne, et l'échec honteux de l'Europe à ses frontières extérieures, transformant l'espoir pour des populations fuyant la guerre en charnier.

Und trotzdem, Genossinnen und Genossen, ist die entscheidende Frage für die Linke eine simple: Wäre Europa ohne die Union ein besseres Europa? Die Antwort darauf ist so simpel wie die Frage: Nein. Allein schon aufgrund der Tatsache, dass die Aufgaben unserer Zeit objektiv längst die Grenzen des Nationalstaates sprengen. Man kann es so formulieren: Ist die europäische Klimapolitik ungenügend? Natürlich. Aber ohne die Union könnten wir gar nicht fragen, ob die europäische Klimapolitik ungenügend sei, weil es das «Europäische» an dieser Klimapolitik gar nicht gäbe. Was für das Klima gilt, gilt ebenso für die Wirtschaft und die Migration. Ja, Europa scheitert gerade so beschämend an seinen Grenzen, dass ich mich manchmal schäme, Sohn dieses Kontinents zu sein. Nur, wer glaubt im Ernst, dass die griechische Regierung, die kroatische Regierung, die ungarische Regierung, der Schweizer Bundesrat ohne die Union eine humanere Asylpolitik machen würden? Wohl kaum jemand. Eine sozialdemokratische Position kann deshalb nur sein: Nein, wir wollen nicht weniger Europa, sondern mehr Europa, aber ganz entschieden anders!

Und damit stehen sind wir nicht allein da. Die Union von heute, Genossinnen und Genossen, ist auch nicht mehr die Union von vor zehn Jahren, ja nicht einmal mehr die Union von vor fünf Jahren. Es ist die Union, die jetzt erstmals eine gemeinsame Fiskalpolitik aufgleist, eine Union, die erstmals gewisse rechtsstaatliche Mindestkriterien aufstellt, die auf einen Green New Deal setzt, die in den umstrittenen Richtlinien die Rechte der Arbeitsmigrant:innen erstmals gestärkt und zumindest schon mal das Prinzip «gleicher Lohn für gleiche Arbeit am gleichen Ort» anerkannt hat. Und mit dem Sozialgipfel von gestern in Porto setzt sie sich

vergleichsweise ehrgeizige Ziele. Sicher, wir stehen am Anfang, aber als Sozialdemokratin oder Sozialdemokrat muss man eben auch in der Lage sein, das Gras wachsen zu hören, wenn es wächst.

Wir erleben gegenwärtig den Kampf zwischen jenen, die sich weiter an das neoliberale Europa der marktradikalen Eliten klammern, und jenen wachsenden Kräften, die auf der Seite des Europas der Menschen stehen. Und genau in diesem Konflikt steht die Auseinandersetzung hierzulande zum Institutionellen Rahmenabkommen. **Der Kampf für einen besseren Lohnschutz und einen anständigen Service public ist ein europäischer Kampf, ein Kampf um das soziale Europa, den wir nicht gegen die EU führen, sondern Seite an Seite mit der Linken und den Gewerkschaften in Europa.** Lasst mich hier Klartext reden, Genossinnen und Genossen: Dieser Text, so wie er nackt vorliegt, ist für die Sozialdemokratie nicht akzeptabel. Er gibt den Lohnschutz zum Abschluss frei und riskiert die Schwächung des Service public. Und dabei geht es nicht um Peanuts. Gerade der Schutz der Löhne und des Gewerbes vor Sozialdumping ist nicht einfach ein Aspekt der Schweizer Europapolitik unter vielen, sondern ihr absolutes Fundament. Es geht hier nicht um Taktik oder Parteipositionierung. Es geht um den Kern dessen, was es ausmacht, Sozialdemokratin oder Sozialdemokrat zu sein: das Recht auf anständige Löhne und Einkommen zu verteidigen, und zwar für alle, die hier leben oder arbeiten, egal woher sie kommen. Wenn uns der rechte Medienmainstream jetzt vorwirft, wir hätten ja «keinen Millimeter nachgegeben beim Lohnschutz», dann nehme ich diesen Vorwurf mit Stolz entgegen und hefte ihn mir als Ehrenabzeichen an die Brust. Selbstverständlich sind wir als Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten nahe an den Gewerkschaften, wo denn sonst, frage ich euch? Ich gehe davon aus, dass jedes Mitglied dieser Partei auch in einer Gewerkschaft ist, und wenn nicht, solltet ihr das jetzt gleich nachholen.

Cette position pour une Europe sociale n'a rien, camarades, véritablement rien à voir avec celles et ceux qui veulent faire une nouvelle Singapour de la Suisse, et encore moins à voir avec les nationalistes. Ce sont précisément les mesures de protection salariale, ainsi que la libre circulation des personnes, qui étaient et sont aujourd'hui encore aux antipodes du nationalisme : en Suisse, après des décennies de lutte, elles ont transformé les travailleurs et travailleuses invités en personnes possédant véritablement des droits. Grâce aux mesures

d'accompagnement, le nombre de salariés au bénéfice d'une CCT est passé de 1,4 million à 2 millions, le nombre de conventions collectives de travail a fortement augmenté, 20 000 personnes – une ville entière comme Zoug ou Montreux – reçoivent chaque année le salaire auquel elles ont droit grâce aux seuls contrôles mis en place. C'est là tout ce que les nationalistes détestent.

Wenn wir schon Klartext reden, dann sollten wir nicht vergessen, was das Institutionelle Rahmenabkommen ist. Es ist das Produkt absoluter, helvetischer Kleinkariertheit. Anstatt mit Entschiedenheit und Stolz zu sagen: Ja, wir wollen in Europa bei den entscheidenden Fragen unserer Zeit gleichberechtigt mitreden, hat man sich auf eine – bitte entschuldigt – intellektuelle Turnübung geeinigt, die vielleicht im europarechtlichen Proseminar und in den Diplomatenclubs in Bern und Brüssel Begeisterung auslöst, aber keinen Zentimeter darüber hinaus. Ja, die Schweiz wollte dieses Abkommen. Aber das InstA ist keine Vision, nicht einmal eine richtige Idee. Dieser Vertrag ist vor allem Ausdruck von einem: dass die Schweiz nicht mehr weiss, was sie in Europa eigentlich will. In einer guten Beziehung redet man über die Ideen für die gemeinsame Zukunft. Wenn es aber nur noch um die Begleichung alter Rechnungen und Streitschlichtungen geht, dann steht man gewöhnlich vor dem Scheidungsrichter.

Vielleicht, ja vielleicht hätte das InstA eine Chance sein können, aber dann haben es die freisinnige Hors-Sol-Diplomatie und ihre Bundesräte richtig verkackt, wie man dort sagt, wo ich herkomme. Im letzten Moment der Verhandlungen haben sie auf Befehl ihrer Auftraggeber versucht, die Perspektive eines Beitritts zur EU für immer zu beerdigen und gleichzeitig die ungeliebten Lohnschutzmassnahmen auszuhebeln. Die Linken und Netten werden es ja letztlich schlucken, dachten sie. Sie dachten falsch.

Aber ja, realpolitisch liegt jetzt dieser Vertrag auf dem Tisch, die Nachverhandlungen haben so gut wie kein Ergebnis gebracht. Die Sozialdemokratische Partei hat ihren Willen zu einer Lösung nochmals bekräftigt. Wir schlagen vor, dass die Schweiz ihre ideologisch bornierte, nationalkonservative Haltung bei der sogenannten Freizügigkeitsrichtlinie aufgibt. Sie fordert im Kern nämlich nur, was vernünftig ist: die Gleichbehandlung europäischer Bürger:innen in der Schweiz, auch wenn es um den Schutz vor Armut geht. Im Gegenzug muss die EU-

Kommission ihre genauso unsinnig ideologische Haltung aufgeben und der Schweiz den Schutz der Löhne und des Service public garantieren.

Il est grand temps que les choses soient enfin mises au clair. Nous nous adressons à vous, Mesdames et Messieurs les membres Conseil fédéral, Monsieur Cassis, Ministre des Affaires étrangères : descendez enfin de vos sièges de spectateurs. Faites ce que vous êtes censés faire : gouverner et décider.

Car une chose est claire dans tous les cas : il faut mettre fin au triste nombrilisme que nous vivons depuis 20 ans. Ce n'est pas que l'accord institutionnel soit trop ambitieux : c'est qu'il ne l'est pas assez. Nous voulons que la Suisse participe au *Green New Deal* européen. Nous voulons que la Suisse participe aux programmes d'investissements européens de l'après-COVID-19, nous voulons coopérer sur les questions fiscales, sur la régulation de la place financière, sur le développement d'un système de santé européen, sur l'éducation, sur la culture, sur l'extension de la protection du travail, bref : le PS veut une Suisse qui s'éloigne de la voie de garage européenne qu'elle a prise, et qui mette le cap sur une plus grande intégration en Europe. Avec la gauche européenne, nous voulons nous battre pour notre Europe. Pour terminer sur les derniers mots du Manifeste de Ventotene : « la via da percorrere non è facile, né sicura. Ma deve essere percorsa, e lo sarà! »